

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = *Gazetta militare svizzera*

Band: 10=30 (1864)

Heft: 15

Artikel: General Anton Heinrich von Jomini : eine biographische Skizze

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Per Schweiz. Militärzeitschrift XXXI. Jahrgang.

Basel, 12. April.

X. Jahrgang. 1864.

Nr. 15.

Die schweizerische Militärzeitung erscheint in wöchentlichen Doppelnummern. Der Preis bis Ende 1864 ist frento durch die ganze Schweiz. Fr. 7. — Die Bestellungen werden direkt an die Verlagshandlung „die Schweizerische Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben.

Verantwortlicher Redaktor: Oberst. Wieland.

General Anton Heinrich von Jomini.

Eine biographische Skizze.

(Aus dem Nachlaß des Edgen. Oberst Hans Wieland sel.)

(Schluß.)

Unter tausend Gefahren kam Jomini endlich nach Wilna und bald zu Pferd, bald zu Fuß nach Rowno; alles fehlte, nur das Geld nicht; in Wilna lagen bei 40 Millionen baar, die zum Theil den Offizieren, zum Theil den Soldaten vertheilt wurden; die Möglichkeit aber, mit dem Geld das Nöthige zu kaufen, war nicht da.

Über Danzig gelangte Jomini nach Stettin, dort traf ihn die kaiserliche Ordre, sofort nach Paris zu kommen; außer ihm war nur noch der Artillerie-General Neigre dieser Ehre theilhaft; sie sollten an der Organisation einer neuen Armee mitarbeiten. Allen übrigen Generalen und Offizieren wurde verboten, den Rhein zu überschreiten; sie sollten in Deutschland bleiben.

Jomini kam jedoch so erschöpft nach Paris, daß ihn seine eigene Familie nicht erkannte; die Anstrengungen der gewaltigen Campagne von 1812 warfen ihn für drei Monate auf's Krankenlager und erst im Frühjahr konnte er wieder in Aktivität treten. Diese Krankheit hat vielleicht seine französische Karriere vernichtet. Napoleon soll sich später geäußert haben, wenn Jomini damals nicht krank geworden, so wäre ihm der Marshallstab nicht entgangen.

Im Frühjahr 1813 finden wir Jomini auf dem Schlachtfeld von Lützen wieder; der Kaiser ernannte ihn nach der Schlacht von Neuem zum Generalstabschef Ney's. „Ich sende Sie zu Ney, sagte ihm Napoleon, er wird drei Armeekorps, zusammen bei 80,000 Mann, kommandiren. Gehen Sie und machen Sie Ihre Sachen gut!“

Jomini kam zu Ney; der erste Empfang war ein schwerer Augenblick für beide, die sich vier Jahre früher so unfreundlich getrennt, doch gab sich dies

balb. Jomini versicherte den Marshall, daß er unbedingt auf ihn zählen könnte, und dieser sah bald ein, welche Stütze er an dem großen Generalstabsoffizier erhalten. Damals lernte Jomini auch den Kommandanten Koch, den späteren Militärschriftsteller, kennen. Koch kam aus Spanien; der Generalstabsdienst war ihm bisher fremd geblieben; er erklärte dies auch Jomini mit männlicher Offenheit, die diesem das Herz gewann. Jomini gab sich um so mehr Mühe mit Heranbildung des tüchtigen jungen Offiziers.

Wir kommen nun zur Katastrophe, die Jomini für immer aus dem französischen Heere trieb und die — es kann kaum geleugnet werden — in den Anschauungen der Franzosen einen gewissen Schatten auf seinen Namen geworfen. Unserer Ansicht nach war sein Benehmen erklärbar, wenn auch nicht korrekt. Wir können hier natürlich keine Kriegsgeschichte schreiben, wir müssen uns begnügen, auf die hervorragende Rolle zu verweisen, die Ney durch sein Erscheinen auf der rechten Flanke der Alliierten in der Schlacht von Bautzen einnahm. Ney war nach der Schlacht von Lützen gegen Berlin gesandt und stand links der großen Armee. Napoleon hatte eine Trennung der Alliierten erwartet und Ney sollte dann in die Lücke hinein sich teilen. Statt dessen waren die Alliierten beisammen geblieben und hatten sich in der gewaltigen Position von Bautzen konzentriert. Jomini erriet rechtzeitig diese Bewegung, aber nur mit Mühe und nur nach seiner formellen Verweisung, die Befehle zu weiterer Linksbewegung zu unterzeichnen, gelang es ihm, Ney zu bewegen, nach rechts abzumarschiren. Sögernd gab der Marshall seinem Drängen nach; es war eine ähnliche Szene, wie früher Murat gegenüber bei Ulm. Glücklicherweise traf mitten in diesem Zweifel ein Bote Napoleons ein, ein sächsischer Bauer, dem es gelungen war, sich durch die Streifpatrouillen der Alliierten durchzuschleichen; der Bericht aus dem großen Hauptquartier bestätigte das Recht zu den bereits begonnenen Bewegungen nach rechts und war die brillanzteste Rechtfertigung Jomini's.

Ney traf rechtzeitig in der äußersten rechten Flanke der Allirten, ja fast in ihrem Rücken ein; allein die Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlag fand nicht mehr den jugendlich frischen Sieger von Echingen. Napoleon hatte, Dank seiner despötzischen Natur, seine Marschälle längst zu reinen Werkzeugen in seiner Hand herabgewürdigt. Ney konnte sich nicht entschließen, daß flüchtige Glück zu erhaschen, wie es an ihm vorbeistreifte, weil ein kaiserlicher Befehl die Zeit seines Angriffes auf Mittag angesezt. Umsont stellte ihm Jomini vor, daß der Kaiser, der bei zwei Meilen entfernt sei, unmöglich die Sachlage richtig habe beurtheilen können und daß der Erfolg, der unzweifelhaft zu erlangen sei, ihn vor jeder Verantwortlichkeit sichere. Ney wartete und wartete, und als er endlich zugriff, erreichte er kaum die Hälfte dessen, was das Geschick der Schlacht ihm zugebacht. Doch war er der Held des Tages. Seine Seele war groß genug, um des Untheiles nicht zu vergessen, der seinem Generalstabschef Jomini gebührte; er setzte seinen Namen eigenhändig an die Spitze der Liste von Beförderungen, die er für sein Corps verlangte; er begehrte die wohlverdienten Epauletten eines Divisionsgenerals für ihn, — allein im Calcul war der Einfluss Berthier's vergessen.

Jomini war im Rückstand mit den halbmonatlichen Situations-Rapporten seines Corps; die Ursache davon war namentlich die Division Souham, die meist aus neuformirten Regimentern bestand, in welchen der Dienst zu wünschen ließ, — darin lag der eine offizielle Grund zur Unzufriedenheit Berthier's mit seiner Geschäftsführung. Der andere war die Rücksendung eines unfähigen Offiziers, der als Generalständer ihm attachirt worden war. Man erblickte eine unbefugte Eigenmächtigkeit Jomini's. — Verdiente sein Verfahren auch eine Rüge, so war doch nie und nimmer die wirklich erfolgte Handlungsweise Berthier's gegenüber Jomini gerechtfertigt. Durch einen Kabinets-Kurrier, den er selbst bezahlen mußte, erhielt er statt der gehofften Anerkennung seiner wirklichen großen Verdienste bei Bauzen ein Arrestbillet für 14 Tage und die Nachricht, daß er im Armeebefehl genannt werden würde als nachlässig in seinem Dienst. Das war viel einer bescheidenen Natur zugemutet; für die vulkanische Seele Jomini's war es ein moralischer Todichlag. Er selbst schrieb einem Freunde, bei ihm handle es sich jetzt um Sein oder Nichtsein (to be or not to be!). Noch hoffte er auf die Avancementsliste. Seine Lage war entsetzlich; sein ganzes Vermögen hatte er im Bankrott eines Basler Bankhauses, der durch die Kontinentalsperrre herbeigeführt worden, verloren; seine wichtige Stellung im russischen Feldzug hatte er nicht, wie andere, zu seiner Bereicherung benutzt; die Sorge für seine Familie verlangte daher gebieterisch ein Maßhalten in seinen Schritten. Verspätet, fast erst vor Ablauf des Waffenstillstandes 1813 traf die Avancementsliste ein; 600 Glückliche des Ney'schen Corps waren darauf bezeichnet; der Name Jomini's, vom Marshall selbst darauf gesetzt, war von Berthier eigenhändig durchgestrichen. Und nicht

genug — auch sein Adjutant war absichtlich übergangen worden. Jetzt war Jomini entschlossen; er reichte seine Entlassung ein und reiste ab. Ihm blieb keine andere Wahl, als sich zum Kaiser Alexander von Russland nach Prag zu begeben, dessen Brevet er noch besaß.

Dieses Verlassen der französischen Fahne unmittelbar vor Beginn der Feindseligkeiten hat Verlassung zu den übertriebensten Gerüchten über Jomini gegeben. Die blinden Chauvinisten schreien jetzt noch über Berrath. Napoleon selbst hat auf Helena Jomini von diesem schändlichen Vorwurf entlastet. Lecomte weist mit Schärfe nach, wie ungerecht der selbe sei. Die Franzosen können den Unterschied nicht begreifen, der in Jomini durch seine Eigenschaft als Schweizer, an der er mit der waadtländischen Zähigkeit festhielt, entstand. Jomini diente mit Begeisterung als Soldat im französischen Heer, allein die zum Kriege bewegenden Ursachen berührten ihn nicht; er war ein Mensch, der vor Allem die Gesetze der Kunst im großen Drama des Krieges studirte, und wie er auf dem Kirchhof von Gilau kalt nur die gegenseitigen Chancen abgewogen, wie er mitten in der Sphäre der Gefahr nur das Facit desjenigen, was vor seinen Augen vorging, herausgesucht, so war er sich gleich geblieben in all' dem bewegten Leben, das ihn umtoste, — der Gelehrte inmitten der Fluthungen und Brandungen der sich gebärenden Zeit.

Wir können nicht verhehlen, daß uns die Arbeit Lecomte's, die wir zu unserer biographischen Skizze des Lebens des berühmten, gelehrten Soldaten benutzt haben, in ihrem ersten Theile, den wir mit seinem Austritt aus französischen Diensten schließen, mehr befriedigt hat, als in ihrem zweiten, der uns dann Jomini im Gefolge des russischen Kaisers und in seiner literarischen Thätigkeit zeigt. Lecomte mag hier wohl das Missliche gefühlt haben, das unbedingt hervortritt, wenn man es unternimmt, das Leben und die Thätigkeit einer so vielfach angefochtenen Persönlichkeit, wie Jomini, noch zu Lezeiten derselben zu schreiben; die Sache wird um so misslicher, je näher der Schreibende dem Individuum steht, dessen Wirken er schildern soll. Es liegt darin die doppelte Gefahr, entweder gläubig durch die Brille des Gefeierten zu schauen und Alles unbedingt als richtig anzunehmen, wo Eigenliebe und natürliche Selbstüberschätzung längst die Utien verzerrt haben, oder die Kritik auch auf die Gefahr hin walten zu lassen, sich mit dem Individuum, das man liebt und achtet, für immer zu verfeinden und ihm gründlich wehe zu thun. Lecomte hat unserer Ansicht nach die erstere Klippe nicht ganz zu umschiffen vermocht; er hätte entschieden klüger gehan, mit dem Waffenstillstand von 1813 die eigentliche Biographie abzuschließen und uns nur die ferneren Erlebnisse Jomini's zu skizziren. Nach dem Tode Jomini's

kann er ungestraft dem von ihm so hoch Geseierten ein solches Denkmal setzen. Zu Lebzeiten aber sieht er sich immer der Gefahr aus, daß Uebelwollende seine Arbeit als Schmeichelei bezeichnen.

Wir thun es nicht; wir kennen in dieser Beziehung den Charakter des Verfassers zu gut, um ihn nicht vor einem solchen Vorwurf in Schutz zu nehmen; wir deuten nur das Gefährliche seines Unternehmens an.

Allen Ernstes dagegen müssen wir uns gegen die Art und Weise aussprechen, wie die Kämpfe von 1813 und 1814 skizziert werden. Die Heerführung Schwarzenberg's, die Thätigkeit Radecky's, als seines Generalstabschefs, die Schilderung der maßgebenden Einflüsse im großen Hauptquartier der Alliierten gehören längst der Geschichte an; wir haben eine Reihe von Memoiren, Relationen und geschichtlicher Werke, aus deren gegenseitiger Vergleichung wir die Wahrheit, wenn auch nicht haarscharf präzisiren, doch wenigstens in ihren großen Umrissen feststellen können. Das Feldherrntalent Schwarzenberg's war anerkannt ein mittelmäßiges; allein seine Stellung war eine überaus schwierige und schwerlich erleichtert durch den eigenthümlichen, fast weibischen, unsteten Charakter des unter der Maske der Ritterlichkeit schauerlich falschen Kaisers Alexander von Russland. Im Hauptquartier wimmelte es von ehrgeizigen Intriganten aller Art, von vornehmen Herrn, die mit dem Leichtsinn des Hoflebens die ernstesten Fragen der Staatskunst behandelten; Einflüsse der verschiedensten Natur machten sich geltend und hinter den Coulierspielen noch ein paar vornehmer Buhlschwester ihr gefährliches Spiel. In einem solchen Hauptquartier konnte kein schneidender Wille sich geltend machen, wie in dem Napoleonischen. Schwarzenberg mußte froh sein, anständig durch diese klippenreiche See zu laufen.

Wenn nun aber Schwarzenberg als ein reiner Dummkopf dargestellt wird, wenn Radecky mit Langenau zusammen geworfen, wenn beim berühmten Drachenberger Feldzugsplan gerade das wesentliche Moment vergessen wird, das eben im beständigen Ausweichen, wo Napoleon in Person kommandiren würde, und im eben so energischen Vorgehen gegen seine Lieutenants lag, und das bei Katzbach, bei Großbeeren, bei Dennewitz, bei Wartenberg &c. siegte, — und wenn das Alles geschieht, nur um Jomini's Relief in seinem Wirken als Rathgeber, als Kriegsverständiger noch glänzender hervortreten zu lassen, so müssen wir uns entschieden gegen eine solche Darstellungweise verwahren. Wir sind gewiß auch stolz auf das Renommé, das Jomini seinem schweizerischen Ursprung sicherte; wir anerkennen das patriotische Gefühl, das Lecomte leitete bei der warmen Schilderung der Jomini'schen Verdienste, aber wir müssen vor Uebertreibungen in dieser Hinsicht warnen. Will Lecomte Jomini gegen alle Angriffe, die auf ihn gerichtet sind, recht fertigen, so wird er besser thun, auf der Defensive zu bleiben, als selbst offensiv vorzugehen; er fordert sonst das Urtheil solcher heraus, die in Sachen kompetenter sind, als er, weil sie die Kriegsgeschichte jener Tage, die geheime wie

die offene, genauer kennen, und sie nicht durch die Brille eines 85jährigen Greises, den ungerechte Behandlungen und selbstverschuldetes Mißgeschick verbittert haben, betrachten.

Wir empfehlen unserm Freunde das Studium des Werkes von Bernhardi über das Leben des russischen Generals Toll. Es ist nicht sowohl eine Biographie, als eine kriegsgeschichtliche Kritik von 1812, 1813 und 1814; dem Verfasser standen neben manigfachen andern sorgfältig verschloßnen Quellen ein scharfer, sichtender Verstand, ein masvolles Urtheil, gereift durch sorgfältige Studien, und ein bewunderungswürdiger Fleiß zu Gebote. Lecomte kann in diesem Werke Vieles finden, was ihm unbekannt sein muß, wenigstens nach seiner Relation der Kriegsereignisse von 1813 und 1814 zu urtheilen. Auch über Jomini findet sich daselbst ein Urtheil, Bd. III, pag. 119; wir theilen es hier in seiner ganzen Ausdehnung mit:

„Jomini hatte aus bekannten persönlichen Gründen das französische Heer verlassen. Der Kaiser Alexander empfing ihn mit großer Achtung und ernannte ihn zum Generalleutnant in der russischen Armee; nicht minder begegnete ihm die ganze Umgebung des Kaisers mit großer Aufmerksamkeit. „Das war schon deswegen natürlich, weil Jomini wohl nirgends in der Welt als Schriftsteller, als Theoretiker in so hohem Ansehen stand, als in der russischen Armee, deren jüngere unterrichtete und vorwärts strebende Offiziere sich eigentlich ausschließlich an seinen Schriften gebilbet hatten und ihn als eine unbedingte Autorität betrachteten. Man erwartete von ihm, wie von Moreau, große Dinge. Freilich mußte man bald wahrnehmen, daß er in den Operationen des wirklichen Krieges eigentlich wenig Uebung habe; daß ihm Manches fehle, was man im Grunde von jedem Generalstabsoffizier erwartet. So wußte er z. B. die Zahl feindlicher Truppen, die man in einer Stellung oder auf dem Marsche vor sich sah, nicht zu schätzen. Er hatte kein Auge dafür und scheint das selbst gefühlt zu haben, denn seine eignen Vermuthungen blieben immer sehr unsicher und den Schätzungen Anderer getraute er sich nie zu widersprechen. Ebenso fehlte ihm das Talent, sich an Ort und Stelle, auf dem wirklichen Felde der Operationen, in Feld und Wald rasch zurecht zu finden. Diese Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß es ihm nicht gelingen wollte, auch bleibend bedeutenden Einfluß zu gewinnen, und später wenigstens gestand er selbst von sich, daß er „kein Taktiker“ sei; diese Meinung wurde herrschend in der russischen Armee, sein Ansehen als „Strateg“ aber war so fest begründet, daß es auch dadurch nicht erschüttert wurde, und auf diesem Gebiete gilt er wohl bis heute den unterrichteten Offizieren der russischen Armee so ziemlich für die höchste Autorität.“

Wenn Lecomte zu einer zweiten Auflage der Biographie Jomini's schreitet, so sollte er das Studium einiger guten deutschen Werke über die Kriegsgeschichte von 1813—1814 nicht versäumen.

Jomini folgte, sobald er die französische Fahne *

verlassen, seinem neuen Kriegsherrn nach Prag und suchte sich einen Einfluß im obersten Kriegsrath zu sichern; er stellte das Gefährliche einer Offensive gegen Leipzig vor, wie sie beabsichtigt wurde und riet dagegen zu einer Operation gegen Dresden; ohne sein Verschulden wurde der von ihm angerethene Sturm zu spät unternommen; Napoleon war in Silmärschen im bedrängten Dresden von Schlesien her eingetroffen; die Offensive der alliierten Hauptarmee endigte mit einem raschen Rückzug nach Böhmen. Jomini sollte mit Toll die Ansichten des russischen Kaisers beim obersten Armeekommando vertreten. Diese Stellung war kaum passend für ihn; sein Charakter hatte keine Biegsamkeit und sein Geist war bei aller Freiheit doch in gewissen Grenzen pädagogischer Anschauungen gefangen, die er nicht immer bemühen konnte. Es gab Reibereien aller Art, und Jomini hielt seine Jungs so wenig im Zaum, daß der englische Gesandte sich veranlaßt sah, ihn auf das Unpassende solcher Neuerungen aufmerksam zu machen.

Bald verschlimmerte sich noch seine Stellung im großen Hauptquartier, da auch Kaiser Alexander durch die rücksichtslosen, oft in ziemlich rechthaberischer Form auftretenden Meinungsäußerungen Jomini's sich verletzt fühlte. Jomini war diesem hinterlistigen Fanatrioten nicht gewachsen, der sich gerne die Schmeichelei gefallen ließ und der für die feinsten Nuancen derselben ein empfindliches Herz hatte, der aber die Schärfe des Urteils, das Streben nach Klarheit, die nackte Wahrheit nie liebte. So zog sich der Feldzug hin, ohne daß Jomini's Fähigkeiten in der Weise ausgebaut wurden, wie er, wohl mit Recht, gehofft hatte; die einzelnen Dienste, die er leistete, beschränkten sich auf seltene Gelegenheiten und auch da konnten sie nur nach langem Kampfe sich geltend machen, so bei den fehlerhaften Dispositionen Schwarzenberg's bei Leipzig; dort soll er, als Schwarzenberg lange auf dem Vorgehen à cheval der Pleiße beharrte, den russischen Offizieren zugerufen haben: „Sie werden sehen, wie man eine Schlacht verliert, weil man die eine Hälfte der Armee in eine Sackgasse drückt, um die andere unterdessen vom Feind schlagen zu lassen.“

Solche Propos empfehlen denjenigen, der sie sich erlaubt, und wäre er geistig noch so hochstehend, in keinem Hauptquartier der Welt, sie schaden ihm entschieden, wenn er ein Fremder ist und sie machen ihn in einem Hauptquartier einer österreichischen Armee, die einer der höchsten Magnaten des Reiches kommandiert, geradezu unmöglich.

Auf dem gleichen Schlachtfeld rieb sich Jomini auch mit dem gekrönten Corporal von Potsdam, Friedrich Wilhelm III., der wenigstens vor seinem kaiserlichen Bruder in Wien ein gewisses bürgerliches Ehrlichkeitsgefühl und den Muth des Soldaten voraus hatte. Franz von Oestreich war, wie bekannt, ein Mensch, der ein Herz von Stein und die Maske der äußerlichen Gutmuthigkeit hatte.

Jomini's letzter Rath, mitten im vertosenden Lärm der ersterbenden Schlacht gegeben, Glulay, der schon nahe der einzigen Rückzugslinie des Feindes stand,

rasch durch 30,000 M. Fußvolk und 20,000 Reiter zu verstärken, um den erfochtenen Sieg zu steigern, verhallte ungehört.

Jomini bat nach der Schlacht um Urlaub; er hoffte, daß es am Rhein zum Frieden kommen werde; die Ansicht, die namentlich in Blücher und Gneisenau ihre kräftigsten Vertreter fand, Napoleon in Paris vom Throne zu stürzen, schien ihm so exaltirt, daß er wenigstens keinen Anteil an den Folgerungen dieser Exaltation haben wollte. Das Blücher'sche „der Kiel muß doch herunter“ tönte ihm wie das Räson eines Tobsüchtigen. Er verstand aus natürlichen Gründen den Ingrimm nicht, der die ganze preußische Armee seit langen Jahren der Knechthälfte als allgewaltiger Sauerteig beherrschte.

Edel von ihm war die Fürbitte für das Schicksal der Schweiz und hier bewies Jomini sein echt schweizerisches Herz. Er stellte dem Kaiser Alexander in lebhaften Ausdrücken vor, daß die Schweiz unter der Mediationsakte sich glücklich fühle; diese sei nicht das Werk Napoleons, er habe nur als äußeres Werkzeug gedient; es sei der verkörperte Gedanke der Besten und Wägsten der Nation; unverantwortlich wäre es, gegen eine solche Schöpfung eine verrottete Reaktion loszulassen. Alexander, dem ein Versprechen nicht viel kostete, versprach dem wackeren Patrioten das Beste.

Jomini blieb in Gotha, während der glänzende Troß der Hauptquartiere sich nach Frankfurt wälzte. Das Gerücht einer beabsichtigten Invasion in die Schweiz trieb ihn nach Frankfurt. Alexander, der bereits, wie wir aus Bernhardi wissen, seine Genehmigung gegeben hatte, über die Basler Brücke nach Frankreich einzubrechen, der also die Invasion der Schweiz — denn auf das Mehr oder Minder kam es kaum an, sondern auf die Thatache der Verletzung der Neutralität — sanktionirt hatte, empfing ihn mit tröstenden Phrasen und spielte auch nachher mit anerkennenswerther Haltung den Erzürnten, als die tiefen Kolonnen der Hauptarmee die Schweizergrenze von Schaffhausen bis Basel überschritten, um ihren strategischen Aufmarsch auf das berühmte Plateau von Langres in Szene zu setzen. *)

Jomini folgte nun dem kaiserlichen Hauptquartier; die Waadt verdankt sicherlich seinem Einfluß, wie dem Laharpe's, daß sie intakt aus den begonnenen Umwälzungen unseres Vaterlandes hervorging. Dieses Verdienst Jomini's ist in unsern Augen ein ganz eminentes und soll ihm nicht vergessen

*) Leconte fügt hier folgende beachtenswerthe Note bei: Jomini erhielt, als er eben Frankfurt verlassen wollte, den Besuch eines wahländischen Landsmannes, der durch ihn als Sekretär und Bibliothekar bei Dalberg, dem intimen Freund Talleyrand's, placirt worden war. Dieser Mensch war ein schändlicher Intrigant. Die Memoren Jomini's werden über dessen Machinationen am Wiener Kongress und über die Rolle, die dort der bayerische Staatschach gespielt, wichtige Aufschlüsse geben. — Solche Anekdonten sollten entweder nicht gemacht, oder sofort schlagend belegt werden. Die Schäffrage von Bern ist schon so oft zu einer brennenden geworden, daß sich jeder Geschichtsrecher vor leicht hingeworfenen Verdächtigungen halten sollte.

werden; die jetzige Schweiz verlöre die beste Hälfte ihrer Bedeutung ohne eine selbstständig entwickelte Waadt. Solche Thatsachen können wir nie laut genug wiederholen.

Nach den Februargefechten der schlesischen Armee wurde auch Jomini zu Rathe gezogen; er sprach sich für das einzig richtige, den energischen Vormarsch gegen Paris aus, zum größten Schrecken der strategischen Schlafmücke, dem entschieden überschätzten preußischen General Kneisenbeck. Allein eine achtungswerte Delikatesse Jomini's, als endlich dieses hohe Ziel erreicht wurde, trieb ihn, den Kaiser Alexander zu bitten, ihm persönlich den triumphirenden Einzug in Paris zu erlassen. Alexander, der wenigstens das Gute hatte, solch' reine menschliche Motive noch zu verstehen, bewilligte ihm den Urlaub. Jomini begab sich direkt in die Schweiz.

In Zürich bei den Gesandten der Tagsatzung rieht er mit ernsten und warmen Worten zur Versöhnung; die Wogen gingen damals hoch zwischen den Alpen und dem Jura, und die Stimmen, die zur Mäßigung, zum Bewahren des Guten, was Bestand, rieten, waren nicht gerade die willkommensten.

Von Zürich ging Jomini nach Wien; dort verfocht er die Nothwendigkeit, der Schweiz eine gute Militärgrenze zu sichern; er schrieb unter Anderm ein Memoire, das für die Schweiz die Annexion von Hochsavoyen verlangte, bis zum Mont Iséran und den Quellen der Isère; die Schweiz sollte der Wächter der gesamten Alpenkette werden. Dieses Memoire ist in neuester Zeit wieder bei Gelegenheit des Savoyerhandels hervorgezogen worden und hat noch jetzt seine volle Berechtigung.

Jomini arbeitete ein anderweitiges Gutachten über die Stellung Russland's zu England aus, in welchem er mit weitem Blick die seither eingetretenen Verhältnisse überraschend klar auseinander setzte.

In Wien lernte Jomini den Erzherzog Karl kennen, den die brüderliche Liebe Franz II. längst von allen Commando's und jeglicher politischen Thätigkeit fern zu halten gewußt hatte; der Erzherzog schenkte ihm sein berühmtes Werk über den Feldzug 1796, das später unter den Auspicien Jomini's durch seinen ehemaligen Adjutanten Koch in's Französische übertragen wurde.

1815 kam der General nach Paris zurück und nahm sich in edelster Weise des ehemaligen Vorgesetzten, des Marshalls Ney an, der eben vor dem Gericht auf Leben und Tod stand. Jomini setzte seine russische Anstellung auf's Spiel durch seine warme Theilnahme für den unglücklichen Soldaten. Die folgenden Jahre verstrichen für ihn in literarischer Thätigkeit; in der russischen Armee gelangte er zu keiner aktiven Verwendung; auch unter Kaiser Nikolaus nicht, obwohl er ihn in den türkischen Feldzug 1828 begleitete; die Hoffnung, an die Spitze der Militärschule gestellt zu werden, deren Neorganisierung sein Werk gewesen, scheiterte ebenfalls an den Hofintrigen; der von ihm gewünschte Platz wurde dem Großfürsten Michael übertragen; seine Stellung in Petersburg muß überhaupt eine peinliche gewesen sein. Erzählt uns doch der bekannte

holländische General von Gagern, der 1848 bei Kandern fiel, in seinem Tagebuch aus Petersburg, das er im Jahr 1838 mit einem holländischen Prinzen besuchte, Jomini, dessen Bekanntschaft er machte, habe sich bitter bei ihm beklagt, wie er am Hofe behandelt werde.

Jomini wählte daher auch Paris zu seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort; beim Ausbruch des Orientkrieges 1854 eilte er trotz seiner 78 Jahre nach Petersburg, um seinen Rat zu geben, der wiederum nicht befolgt wurde; doch bezeugte ein eigenhändiges Schreiben Kaiser Alexanders II. eine zwar späte, aber immerhin ehrende Anerkennung.

Seit dieser Zeit lebt Jomini wieder in Paris.

III.

Wir können diese Skizze nicht schließen, ohne einen Blick auf die literarische Thätigkeit Jomini's geworfen zu haben. Jomini's Arbeitskraft erwies sich hierin als eine außerordentliche; alle seine geistigen Produkte zeichnen sich durch die Klarheit der Sprache aus; ebenso darf sein Urtheil ein unbefangenes genannt werden. Er basirt sein System auf die Erfahrung und demonstriert namentlich durch die Zergliederung der Feldzüge Friedrich des Großen und Napoleon's. Seine Hauptwerke sind:

Abhandlung über die großen militärischen Operationen; letzte Ausgabe. 1857. 3 Theile. Nebst einem Atlas.

Kritische Militärgeschichte der Revolutionskriege von 1792—1803. 15 Bde. Mit 4 Atlas.

Geschichte Napoleons, durch ihn selbst dargestellt, vor den Richtern Cäsar, Alexander und Friedrich II. 4 Bde. Mit Atlas.

Ein fecker Griff, zu dem aber Jomini durch seine tiefen Studien über den Geist der Napoleon'schen Kriegsführung berechtigt war.

Geschichte des Feldzuges von 1815. Mit Karten.

Abriss der Kriegskunst. (Précis de l'art de la guerre ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la strategie, de la grande tactique et de la politique militaire.

Sein Hauptwerk, das in letzter Ausgabe 1855 in zwei Bänden erschien und dem in den Jahren 1856 und 1859 zwei Nachträge folgten, namentlich über die Formation der Truppen für's Gefecht, mit besonderer Berücksichtigung der neuen Handfeuerwaffen.

Neben diesen Hauptwerken zeugen eine Menge von Broschüren aller Art von der Thätigkeit Jomini's; er hatte viele Anfechtungen zu erleiden, aber bis in sein hohes Alter war er stets kampfbereit.

Noch haben wir Memoiren von ihm über die Feldzüge 1812—1814 zu erwarten, die erst nach seinem Tode publizirt werden sollen und die jedenfalls ein reiches Interesse bieten werden.

Auch seines schweizerischen Vaterlandes war Jo-
mini in seiner literarischen Thätigkeit eingedenkt.
Noch in neuester Zeit beschäftigte er sich lebhaft mit
verschiedenen militärischen Fragen, die uns berühren.

gen ic. machten auf alle Zuhörer einen guten blei-
benden Eindruck.

Praktische Schießtheorie erhielten die Mitglieder
bei den stattgefundenen Schießübungen, die unter
"Ausmärsche" berührt werden.

2. Waffenlehre.

Soweit Recomte. Er hat jedenfalls unserem gro-
ßen Landsmann ein schönes Denkmal gesetzt, und
wenn wir auch nicht alle seine Ansichten und Be-
hauptungen theilen können, so sprechen wir ihm den-
noch unsern aufrichtigen Dank für seine schöne Ar-
beit aus. Wir schließen mit dem Wunsch, diese
Skizze möge manchen unserer Kameraden zum Lesen
des ganzen interessanten Werkes anregen.

Solche ertheilte ebenfalls Hr. Thalmann, indem
er die Behandlungsweise der drei eidg. Ordonnanz-
waffen an vorliegenden Exemplaren von Stuzern,
Jäger- und Prälaze-Burnand-Gewehren erklärte und
die Mitglieder durch Fragen und Selbstzerlegen auf-
merksam mache.

3. Fechten.

Unter dem Patronat des Hrn. Thalmann bildete
sich auch ein Fechtkurs auf Säbel, der zwar leider
zu spät angefangen wurde, um einen entsprechenden
Erfolg zu haben, doch immerhin einen guten An-
fangsgrund gab.

4. Ausmärsche

wurden vier gehalten. Der erste ging am 1. Juni
1862 nach Horw und galt auf offenem Felde in ver-
schiedenen Distanzen einem Ausschießen von zusam-
mengelegten Ehrengaben. Die meisten Treffer und
Punkte gaben den Ausschlag. Als Scheibe figurirte
die gewöhnliche Mannsfigur.

Der zweite Ausmarsch fand am 20. Juli 1862
nach Littau statt und hatte zum Zweck eine Probe
zwischen der Buholzer'schen und der Zaugg'schen Mu-
nition, welch' letztere uns der lobl. Unteroffiziers-
verein von Bern auf verdankenswerthe Weise zur
Verfügung stellte. Es wurden verschiedene Distanzen
benutzt, die Schützen und deren Munition gewechselt,
allein man fand doch bald, daß die Zaugg'sche Mu-
nition in verschiedener Hinsicht nicht alles Verspro-
chene leistete.

Der dritte Ausmarsch, am 9. November 1862,
wurde über Rathausen nach Emmen dirigirt und
es bildete dabei nicht sowohl die Schießübung allein
den Hauptpunkt, sondern ebensowohl die Übung im
"Distanzschägen" und im "Sicherheitsdienst".

Der vierte Ausmarsch lenkte sich am 1. März 1863
Gerslischwyl zu und entsprang einem Akt der Bru-
derlichkeit, nämlich um auf gemeinnützige wie prak-
tische Weise ein Schärklein für die schneübereschüt-
teten Tessinerbrüder zusammen zu legen. Der Zweck
ward erreicht, denn in der kurzen Zeit des Nachmit-
tags, die uns nebst dem Hin- und Hermarsch zum
Schießen noch übrig blieb, erübrigten wir an Dop-
peln den schönen Betrag von Fr. 20, der sobann an
seine Bestimmung gesandt wurde.

Schade ist immerhin einzlig, daß sich nicht auch
die große Mehrheit eines Vereins bei solchen Aus-
flügen zur Theilnahme entschließen kann.

Mit den Ausmärschen außer die Stadt stehen im
Zusammenhang die Schießübungen auf hiesigem gut
gelegenen Schützenplatz. Bisweilen werden auch
selbstständige größere Schießen vom Verein aus ar-
rangirt, so z. B. unterm 13. März 1863 das "Po-
lenschießen", zum Zwecke der Unterstützung des schwei-

Militärische Umschau in den Kantonen.

Februar und März.

(Fortsetzung.)

Luzerner-Notizen. Unteroffiziersverein der
Stadt Luzern. Einer schon früher in diesen Blät-
tern enthaltenen zweckmäßigen Anregung, betreffend
Mittheilung der Vereinstätigkeit, entsprechend, be-
ehren wir uns, ebenfalls einen bezüglichen Beitrag
zu liefern, ähnlich demjenigen des Jägervereins in
Zürich und der aargauischen Offiziersgesellschaft.

Der Unteroffiziersverein der Stadt Luzern entstand
im Jahre 1850; anfänglich längere Zeit ziemlich
schwach, erweiterte er sich in den letzten Jahren so,
daß seine Mitgliederzahl in die 70 stieg. Nachdem
aber — wie nöthig — eine strengere Kontrolle ein-
geführt wurde, erhält sich der Verein durchschnittlich,
trotz vorkommenden Mutationen, immer auf der Mit-
gliederzahl von über 50, was beweist, daß er auf
einer sichern und konstanten Basis fortschreitet.

Wir begnügen uns, hier das Hauptfächlichste des
einläufigen Berichtes mitzutheilen, den der damalige
Vizepräsident zur Größnung der I. Vereinsversamm-
lung der diesjährigen Wintersaison am 1. November 1863 über die Vereinstätigkeit pro 1862/63
erstattet hat.

Anfangs Winter 1862 wurde nämlich ein Orga-
nisationsplan aufgestellt, gemäß welchem folgender-
maßen gearbeitet wurde:

1. Schießtheorie.

Als solche kam uns der interessante Vortrag un-
seres Ehrenmitgliedes, Hrn. Hauptm. Thalmann, zu
Statten, welchen derselbe über seine "Betheiligung
an der I. eidg. Schießschule in Winterthur Ao. 1862"
im Laufe zweier Vereinsversammlungen hielt. Seine
Anschaungen und Mittheilungen über die Vortheil-
haftigkeit dieses neuen eidg. Institutes, dessen Or-
ganisation und Betrieb, sowie seine fäthlichen Erklä-
rungen betreffend die neuen Handgriffe im Anschla-